

«Das Feuer ist unser Freund»

Die traditionelle Forstwirtschaft der Indianer schützt vor grossen Waldbränden

DAVID SIGNER, BEATTY

Im Gliedstaat Oregon gibt es neun Gruppen von Native Americans und acht Reservate. Drei Stämme haben sich zu den Klamath Tribes zusammengeschlossen; sie sind gut organisiert. Sie verfügen auch über ein Natural Resources Department, das sich unter anderem um Wildtiere, Wasser und Wälder kümmert. Wegen der riesigen Brände sind in den letzten Jahren vor allem die Wälder in den Vordergrund gerückt. Steve Rondeau, der Direktor des Departements, erklärt bei einer Wanderung durch den Fremont-Winema-Wald rund um den Mount Spodue, nördlich der Ortschaft Beatty, worum es bei den Bränden aus der Sicht der Indianer geht und inwiefern sich ihre Perspektive von derjenigen der anderen Amerikaner unterscheidet.

«Während Jahrtausenden entsprach es unserer Tradition, periodisch einen Teil des Waldes kontrolliert abzubrennen», sagt er. «Als dann die Angelsachsen hier ankamen, verboten sie uns diese Praxis, weil sie es auf das Holz abgesehen hatten. Heute stellen sich die Behörden im Namen des Naturschutzes gegen diese Feuer. Sie behaupten, diese zerstörten den Wald, könnten leicht ausser Kontrolle geraten und sich zu grossen Bränden ausweiten.» Seiner Meinung nach ist jedoch das Gegenteil der Fall: «Die regelmässigen kleineren Feuer verhindern die grossen, indem sie zu einer Verjüngung des Waldes führen. Die grossen Waldbrände, wie gegenwärtig das sogenannte Bootleg-Feuer in Oregon, sind die Folge eines übertriebenen Schutzes.»

Ein bisschen Chaos

Das Verbot jeglichen Feuers führt aus Rondeaus Sicht dazu, dass sich übermässig viel vertrocknetes Material am Boden ansammelt: abgefallene Nadeln der hier verbreiteten Gelbkiefern, aber auch verdorrtes Buschwerk. «Weil so viele alte Bäume eng beieinanderstehen, kommt kaum noch Licht bis zum Boden durch, und es kann nichts Neues mehr wachsen. Eine Art Dekadenz. Wenn dann einmal ein Brand ausbricht, wird er wegen all des leicht brennbaren Materials sofort immens.» Regelmässige, kleinere Feuer machen hingegen Platz für Neues, und die Asche wirkt als Dünger für eine Regeneration.

In anderen, allgemeineren Worten: Man muss von Zeit zu Zeit etwas Chaos und Zerstörung zulassen, um das Desaster zu verhindern. «Ein kleiner Verlust



Steve Rondeau
Direktor
des Natural Resources
Department
der Klamath Tribes

für einen längerfristigen Gewinn», wie Rondeau sagt. «Regelmässige kleinere Krisen verhindern die grosse Katastrophe. Wer alles verhindern und kontrollieren will, erleidet am Ende den totalen Kontrollverlust.»

Diese traditionelle Sichtweise hat seit einiger Zeit auch Eingang in die Wissenschaft gefunden, wo über sie unter dem Namen «Feuer-Paradox» diskutiert wird. Sie ist auch deshalb interessant, weil Rondeau im Gegensatz zu manchen Naturschützern kein «Zurück zur Natur» fordert. «Der Mensch hat schon immer in die Natur eingegriffen», sagt er. «Das gehört zur Kultur und zur Zivilisation. Aber es geht darum, eine Balance zu finden zwischen Zuviel und Zuwenig.»

Überhaupt sei Gleichgewicht wichtig, sagt Rondeau. Wann immer man zu weit in eine Richtung gehe, schlage das Pendel nachher in die entgegengesetzte Richtung aus. Er vergleicht diesen Mechanismus mit einem Stausee: «Es kann wichtig sein, einen Bach oder einen Fluss zu stauen, um die regelmässige Wasserversorgung sicherzustellen. Aber wenn man



Schäden am Spodue Mountain bei Beatty. Links vom Weg hat ein Buschbrand den Wald fast vollständig zerstört, rechts davon haben Indigene den Wald auf ihre Art unterhalten – mit periodischen, kontrollierten Feuern.

DAVID SIGNER

total staut, dann überschwemmt man oberhalb des Damms alles, und unterhalb des Damms herrscht Durst. Auch kann der Damm infolge des Druckes bersten. Wenn man es übertreibt, verbreitet man nicht das Leben, sondern den Tod.»

Es ist faszinierend, Rondeau zuzuhören. Er trägt die Spiritualität nicht vor sich her, aber wenn man ihm genau zuhört, merkt man, dass alles, was er sagt, zugleich sehr konkret, aber auch philosophisch ist.

Der 47-Jährige wuchs in Forks im Gliedstaat Washington auf, umgeben von Regenwald. «Ich hatte damals das Gefühl, dass wir weit entfernt waren vom traditionellen Leben, aber jetzt merke ich rückblickend, wie sehr ich doch von der indigenen Kultur geprägt wurde. Meine Eltern arbeiteten im Wald, und ich verbrachte die meiste Zeit in der Natur.» Rondeau gehört zur Gruppe der Cow Creek («Band of Umpqua Indians»), die etwa 1400 Mitglieder zählt. Er hat ältere Brüder, Zwillinge. «Sie gingen immer davon aus, im Ort zu bleiben und dasselbe wie unsere Eltern zu machen, als die Holzindustrie zusammenbrach. Sie hatten die Schule nach der Highschool beendet und standen plötzlich ohne berufliche Zukunft da. Da merkte ich, dass ich etwas anderes machen musste.»

Rondeau ging an ein College und studierte Psychologie. «Aber ich realisierte, dass alles sehr theoretisch war und ich damit niemandem von meinen Leuten helfen konnte.» In den Semesterferien kam er nach Hause und half bei der Forstwirtschaft. Jemand von einer Holzfirma fragte ihn, ob er nicht Forstwissenschaft studieren und bei ihnen arbeiten wolle. Ein paar Jahre später kloppte Rondeau mit seinem Diplom an und wurde Partner in der Firma seiner früheren Chefs.

Aber er war nicht richtig glücklich damit, und eines Tages hatte er einen schweren Autounfall und konnte monatelang nicht mehr gehen. «Ich hatte viel Zeit zum Nachdenken. Da lernte ich jemanden von einem anderen, kleinen Stamm kennen, der mich fragte, ob ich nicht für sie arbeiten wolle.» Rondeau nahm den Job an, und es war befriedigend. Dann klopften die Cow Creek bei ihm an und gaben ihm den Posten des Direktors für natürliche Ressourcen. «Es war schwierig», sagt er. «Es ist, als ob du mit deiner Familie arbeitest.» Er war ganz froh, als ihm die Klamath Tribes denselben Posten anboten, weil er dort mit mehr professioneller Distanz arbeiten konnte. Das macht er nun seit acht Jahren.

Die Arbeit sei anspruchsvoll, sagt Rondeau. Nicht so sehr wegen des Wal-

des, sondern wegen der Menschen. «Alles ist verpolitisiert. Es gibt einerseits die grünen Demokraten, die den Wald am liebsten unberührt lassen würden, und andererseits Republikaner, denen es nur um die Ausbeutung der Ressourcen geht. Ganz zu schweigen von internen Rissen in unserer Gemeinschaft, vor allem zwischen Traditionalisten und Fortschrittlichen.»

Manchmal werde ihm vorgeworfen, er sei allzu assimiliert, gar kein richtiger Indigener mehr, oder sogar ein Verräter. «Aber es geht gar nicht um ein Entweder-oder», erklärt Rondeau. Das Studium der Forstwissenschaft und die Beschäftigung mit Ökologie habe ihn der traditionellen Weltanschauung eher wieder nähergebracht. «Viele sogenannte konservative Natives sind so arm, dass sie gezwungen sind, alles unter dem Aspekt des Geldverdienens zu betrachten, und keinen Raum für längerfristiges Denken haben. Sie sind, entgegen ihrer Ideologie, ganz materialistisch.» Er glaubt auch, dass zwischen Ökologie und Ökonomie nicht wirklich ein Widerspruch bestehe. «Wenn man wirklich wirtschaftlich denkt, dann kalkuliert man langfristig und verhindert die Zerstörung der natürlichen Grundlagen.»

Rondeau wohnt in der Kleinstadt Klamath Falls. Vom Leben im Reservat hält er nicht viel. «Es ist eine Art Sozialismus», sagt er. «Es wird für dich gesorgt, und das macht dich träge.» Alkohol und Drogen wie Methamphetamin seien grosse Probleme. Seiner Ansicht nach befriedigt das Streben nach dem leichten Leben, nach Genuss und Vergnügen nicht wirklich. «Es geht nicht um das Ego. Es geht um eine Tätigkeit, die eine Bedeutung für dich hat. Das Glück kann man nicht direkt anpeilen, es ist ein Nebenprodukt.»

«Vielfalt ist wichtig»

Viele Leute hätten Angst, aus dem Reservat hinauszugehen, erzählt Rondeau. «Man flösst ihnen ein, die Zäune seien da, um sie zu beschützen.» Er lacht. «Wenn das wahr wäre, dann gäbe es nur Haustiere, kein Wild. Furcht ist immer ein schlechter Ratgeber.»

Dabei macht er sich durchaus Gedanken, wie man das Los der Indigenen verbessern könnte. Aber seine Überlegungen gehen weit über die ausgetretenen Pfade hinaus. So ist er etwa der Ansicht, dass Kryptowährungen für die Native Americans eine Chance wären, sich unabhängiger zu machen.

Die Wanderung führt zu einem Wegstück, wo die Vorteile der traditionellen Bewirtschaftung augenfällig werden. Links des Weges wurde der Wald «geschützt», rechts wurde er auf «indigene» Art unterhalten, mitsamt periodischen Feuern. Links wurde das Gehölz vom Bootleg-Feuer fast vollständig zerstört, rechts hingegen sind zwar Schäden sichtbar, aber sie sind überschaubar. Weil sich wenig trockenes Material auf dem Boden befand, dafür viel Grünes, reichten die Flammen weniger hoch hinauf; die Baumkronen blieben unversehrt, die Bäume werden überleben.

«Vielfalt ist wichtig», sagt Rondeau. «Es braucht widerstandsfähige, alte Bäume, aber ebenso junge Pflanzen. Es braucht auch Beeren und Pilze als Nahrungsmittel für Menschen und Tiere. In den letzten Jahren fanden wir kaum noch Nahrung im Wald. Dafür essen unsere Leute nun Süsses und Fett, leiden an Übergewicht und Diabetes.» Diese Diversität schütze auch vor grossen Feuern, erklärt er. «Es heisst immer, unsere kontrollierten Feuer seien riskant. Aber selbst wenn einmal eines ausser Kontrolle gerät, wird es sich in einem gut unterhaltenen Wald nicht unbegrenzt ausbreiten.»

Er sagt, das Problem sei, dass man das Feuer heute nur noch als Feind betrachte und von Angst getrieben sei. «Feuer tötet, und es verjüngt. Es hat eine gefährliche und eine hilfreiche Seite, aber es ist unser Freund. Es steht am Anfang der Kultur. Wir müssen es nicht unterdrücken, sondern produktiv mit ihm umgehen.»

Der Wald hat heilende Kraft

Rondeau glaubt an die heilende Kraft des Waldes. «Als ich meinen Wagen zu Schrott fuhr, fast mein Bein verlor und auch noch mein Vater starb, schlitterte ich in eine schwere Krise. Ich nahm Antidepressiva. Aber was mir schliesslich half, waren die Aufenthalte im Wald. Ich stelle das auch fest, wenn ich Leute aus dem Reservat hier einstelle. Zuerst machen sie die Arbeit nur wegen des Geldes. Aber nach und nach weckt der Wald eine andere Seite in ihnen. Auf einmal fühlen sie sich verantwortlich, und mit der Verantwortung kehrt die Stärke zurück.» Eines seiner längerfristigen Projekte ist eine indische Feuerwehr. «Es wäre nicht nur eine Einkommensquelle, sondern auch eine Wiederaneignung – unsere Leute sollen sich verantwortlich fühlen für ihre Umwelt.»

Rondeau erwähnt die Forderung nach Landrückgabe. «Immer heisst es dann von Regierungsseite: Könnt ihr das Land denn verwalten und pflegen? Tatsächlich gibt es Nachholbedarf. Aber was wir hier leisten, könnte Vorbildfunktion für die ganzen USA haben. In der Tat können wir stolz sagen: Ja, niemand kann es so gut wie wir.»

Er erinnert sich, dass ihm in jungen Jahren eine Medizinfrau einmal sagte, er sei ein Medizinheld. Damals lachte er darüber. «Aber inzwischen denke ich: Wenn wir Medizin weit fassen und auch Ökologie dazuzählen – okay, warum nicht?»

Auf dem Rückweg fahren wir an einer Gruppe heruntergekommener Häuser vorbei. Auf der Wiese stehen rostige Autos, Gerümpel und Abfall liegt herum. In der Nähe steht ein altes Treibhaus. «Marihuana», sagt Rondeau. Auf die Frage, ob es sich um eine Siedlung von Natives handle, sagt er: «Wann immer du diese Vernachlässigung und dieses Durcheinander siehst, handelt es sich um Indigene. Wenn wir uns nähern, würden sie wahrscheinlich mit Steinen nach uns werfen. Weil sie keine Aufgabe haben, machen sie die ändern herunter. Es ist schwierig, mit ihnen zu arbeiten. Sie nörgeln nur destruktiv herum.»

Nach einer Pause fügt er hinzu: «Aber du darfst nicht vergessen: Noch vor einer Generation gab es in unserer Gesellschaft überhaupt keinen Bezug zu materiellem Besitz. Und stell dir vor, du müsstest plötzlich in der indianischen Kultur leben. Du wärst auch verloren.»



NZZ / doi